

# Für unsere Kinder

Nr. 14 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

**Inhaltsverzeichnis:** Frühlingsnacht. Von Ludwig Uhland. — Liebe Kathie! Von Max Hoffmann. — Perchtenrieg. Von Ludwig Uhland. (Gedicht.) — Von den Barbaren. I. Von ed. — Mein erster Streit. Von H. Rahmann. — Arno. Von E. Seton Thompson. — Großvater. Von Emma Dölg. (Gedicht.)

## Frühlingsnacht.

Horch, wie brauset der Sturm und der schwel-  
lende Strom in der Nacht hin!  
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling,  
du nahst! Ludwig Uhland.

○ ○ ○

## Liebe Kathie!

Es war den beiden Kindern, dem zehn-  
jährigen Franzl und der um ein Jahr jüngeren  
Liesel wie ein Festtag vorgekommen, als der  
Vater mit der langersehnten Kuh ankam. Er  
hatte sich das Geld dazu in jahrelangem  
Darben vom Munde absparen müssen, denn  
er war nur ein sehr armer Rätner. Aber nun  
war das Glück da! Die Kuh wurde wie ein  
Wundertier angestaunt und in dem Verschlag  
untergebracht, den der Vater sich als eine Art  
Stall an das Häuschen angebaut hatte.

„Wie heißt sie denn?“ fragte Franzl.

Der Vater lächelte. „Sie hat keinen Namen  
und braucht wohl auch keinen.“

„D.“ rief Liesl, „es ist ja Kathie, unsere  
liebe Kathie!“ Und dieser Name wurde von  
allen beibehalten.

Auch die kränkliche Mutter war in den Stall  
gekommen und betrachtete das stattliche Tier  
mit Stolz und Freude. Kathie gehörte zur  
Familie, und in der schweren Zeit, wenn das  
Heu spärlich war, suchten die Kinder bei den  
Nachbarn durch Bitten und bisweilen auch  
durch kühne Griffe etwas zusammenzubringen,  
damit ihr Liebling nicht Hunger leide. Kathie  
bekam ein Kälbchen, und nun fragte es sich,  
wiewiel Milch die Familie für sich nehmen  
und wiewiel die Kuh für ihr Junges behalten  
dürfte. Die Kinder verzichteten gern auf ihre  
Milch und ließen das possierliche junge Tier,  
das sie scherzend Brüderchen nannten, oft

heimlich zu Kathie. Die bedankte sich dann  
bei ihnen mit einem zärtlichen Blicke dafür.

Mit der Kranken Mutter wurde es unterdes  
immer schlimmer. Der Doktor sagte schließ-  
lich, daß sie nie wieder gesund werden würde.  
Da lag sie nun auf dem ärmlichen Bette in  
dem einen Bohn- und Schlafraum, der von  
dem angrenzenden „Stalle“ nur durch einige  
schlecht zusammengenagelte Bretter getrennt  
war. Immer wieder wandte sie ihre müden  
Augen nach diesem Verschlag und murmelte  
von der lieben Kathie, als wenn sie ihrer Für-  
sorge die Kinder empfehlen wolle. Es kam ein  
Tag, wo die Mutter die Augen mit einem  
schweren Seufzer schloß und nie wieder auf-  
tat.

Seit der Zeit hingen die Kinder noch mehr  
an Kathie. Sie war ihr Trost und ihre Freude  
und lohnte ihre Liebe mit großer Anhänglich-  
keit. Als das Vieh zur Frühlingszeit hinaus  
auf die Weide getrieben wurde, mißte Kathie  
sich nicht unter die anderen Kühe, sondern  
hielt sich zu den Kindern und ließ es sich ge-  
duldig gefallen, wenn sie Haschen mit ihr  
spielten und sie hierhin und dorthin trieben.  
Am schönsten war es während der langen  
Schulferien, wo sie alle drei vom frühen  
Morgen bis zum Abend zusammen sein konnten.  
Oft entfernten sie sich dann ziemlich weit vom  
Dorfe. Da sahen sie die erst kürzlich erbaute  
Eisenbahn aus dem dunklen Tunnel rauschend  
und fauchend wie ein drohendes Ungeheuer her-  
vorschießen und auf den spiegelblanken Stahl-  
schienen dahineilen; da bestaunten sie die hohen  
Stangen, an denen die langen kupfernen Tele-  
graphendrähte ausgespannt waren. Sie gaben  
wohl acht, daß Kathie nicht etwa den Schienen  
zu nahe komme. Doch Kathie hütete sich schon  
selber davor. Was hätte sie auch auf den  
Schienen oder mit der Eisenbahn überhaupt  
zu tun gehabt? Den Telegraphenstangen  
wendete sie etwas mehr Aufmerksamkeit zu,  
an denen konnte sie sich manchmal reiben.  
Fern von dem schwarzen Tunnel legte die  
Kuh sich ins Gras zum stillen, nachdenklichen  
Wiederkauen.

Da war der Franzl neugieriger. Er kletterte  
an mancher Stange hinauf, um die weißen  
Porzellanlocken zu untersuchen, und er legte  
das Ohr an den Pfahl, um dem sonderbaren  
Summen zu lauschen.

„Woher kommt der Zug und wo geht er hin?“ fragte er die Schwester. „Wohin fahren diese vielen Menschen, und wohin bringen sie die vielen Dinge und die Tiere in den Wagen?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte die Schwester, während sie sich einen hübschen Kranz aus Blumen wand.

„Ja,“ rief Franzl aus, „ich kann's mir denken! Das geht alles nach der großen Stadt, von der uns der Vater erzählt hat.“

Liesel zuckte mit den Achseln und lachte ihn aus wegen seiner Wisbegierde. „Was brauchen wir uns um die Stadt zu kümmern? Da gibt es keine Wiese und keine Kathie!“ Und Liesel setzte sich den fertigen Kranz auf und tanzte um Kathie herum, die ihr wohlwollend zuschaute.

Bei diesem friedlichen, stillen Leben bemerkten es die harmlosen Kinder nicht, daß die Züge des Vaters immer ernster, trauriger und sorgenvoller wurden. Als der Rätner die Kuh angeschafft hatte, hoffte er, bald eine zweite in den Stall führen zu können. Er hatte davon geträumt, daß es langsam so weitergehen werde, bis er einige Kühe und etwas Getreidefeld sein eigen nennen könne, wie die Bauern. Doch es war ganz anders gekommen. Das bißchen Kartoffelacker brachte dieses Jahr nur geringen Ertrag, und das abscheuliche Reußen im rechten Arme hatte den Vater wochenlang vom Holzfällen abgehalten. So hatte er keinen Pfennig erlöst und verdient und mußte darauf sinnen, wie er die fällige kleine Pacht auf andere Weise aufbringen könne. Das einzige, das Geld versprach, war der Verkauf der Kuh.

Der Vater wußte wohl, wie seine Kinder an dem Tier hingen, und wagte deshalb nicht, ihnen etwas von seinem Vorhaben zu sagen. Eines frühen Morgens, als sie beide noch fest nebeneinander schlummerten, machte er sich auf und trieb die Kuh vor sich her nach der Stadt. Als die Kinder erwachten, hörten sie zu ihrer Verwunderung kein Geräusch, kein Gebrüll aus dem Stalle. Sie eilten hin, — der Stall war leer! Und auch der Vater war nirgends zu finden.

„Warum mag er so heimlich aufgebrochen sein?“ fragte Liesel.

„O, und nicht allein!“ fuhr Franzl fort. „Er ist mit — mit —“

„Mit Kathie gegangen!“ schluchzte Liesel.

„Was mag das bedeuten?“ fragte Franzl mit Tränen in den Augen.

„Nichts Gutes! Nichts Gutes!“ klagte Liesel.

Die Kinder verbrachten den Tag in bangen Ahnungen, und als der Vater am Abend mit der Kuh mürrisch wieder erschien, ohne ihnen etwas zu erzählen, da argwöhnten sie nur noch mehr, daß etwas Schlimmes für Kathie bevorstehe.

Der Vater setzte sich auf die Bank am Fenster, stützte die Ellbogen auf die Knie, vergrub den Kopf in die Hände und starrte vor sich hin. Liesel lockte auf dem Herd die Kartoffeln und machte eine dünne Speckstippe dazu. Dann schüttete sie die heißen Knollen auf den Tisch, und alle drei griffen tüchtig zu, denn jeder hatte Hunger.

Endlich fragte Franzl: „Vater, wo warst du heut mit Kathie?“

„Das geht dich gar nichts an!“ versetzte der Vater barsch. „Wenn ihr fertig seid mit Essen, so geht zu Bette!“

Die Kinder fuhren erschrocken zusammen. Solche Härte waren sie vom Vater gar nicht gewöhnt. Er mußte großen Kummer und Arger haben, daß er so zu ihnen sprach. Und sie krochen in die mit Haferstroh gefüllte Bettstatt, hüllten sich in die wollene Decke und umschlangen sich fest, als ob sie fürchteten, getrennt zu werden. . . .

Niemand hatte die Kuh kaufen mögen, da der Vater den Preis mit heimlicher Angst vor Kathies Verlust viel zu hoch angegeben hatte. Ja, er hatte finster geblickt und gezittert, wenn er gemerkt hatte, daß ein Käufer beinahe auf seinen Preis eingehen wollte. Am Abend mahnte ihn seine leere Tasche an die fällige Pacht und an die Notwendigkeit, Kathie verkaufen zu müssen. Aber dann redete er sich ein, daß niemand erkannt hätte, was Kathie wert sei, niemand habe sie kaufen wollen.

Von diesem Tage an, da Franzl und Liesel fühlten, daß etwas Unheilvolles drohe, hatten sie keine ruhige Stunde mehr. Sie wurden auf den Vater aufmerksam und sahen nun sein versorgtes und vergrüntes Gesicht. Es dauerte nicht lange, da erschien eines Tages der Inspektor des Gutsherrn in der Hütte und drohte damit, daß Vater und Kinder hinausgeworfen werden würden, wenn die Pacht in der nächsten Woche nicht bezahlt sei.

Nachdem er gegangen war, sagte der Vater in mildem Tone: „Ihr hört, Kinder, wie es mit uns steht. Wenn ich kein Geld aufbringe, so werden wir auf die Straße gesetzt. Das einzige, was wir zu verkaufen haben, ist unsere Kathie.“

Schweigend hörten Liesel und Franzl zu. Sie empfanden, wie schwer es dem Vater war,

darüber zu reden. Tags darauf begleitete Franzl den Vater und die Kuh nach der Stadt. Mit geheimem Grauen sah er dort auf dem Markte, wie die Fleischer mit ihren Schärfs- und Schlachtmessern an der Seite zwischen dem Vieh einherschritten und es prüfend musterten. Einer von ihnen kaufte Kathie für einen ganz niedrigen Preis. Nachdem ihr ein Zeichen auf den Hals eingebrannt worden war, durste sie einstweilen noch bei ihrem alten Herrn bleiben. Sie wurde wieder nach Hause getrieben. Franzl schien es, daß ihre Glocke auf dem Heimweg einen traurigen Klang hatte, und traurig schien Kathie auch in dem dürftigen Stalle zu stehen.

Der Vater war sehr still und vermied es, die Kinder anzusehen. Als Liesl von dem Verkauf hörte, schlang sie ihre dünnen Arme um Kathies Nacken und schluchzte herzbrechend.

Die nächste Zeit floß traurig dahin, Kathie weidete ruhig und geduldig wie immer, aber Franzl und Liesl lagen ausgestreckt im Grase und dachten betrübt an die bevorstehende Trennung. Mit stillem Groll betrachteten sie die Drähte und die langen glänzenden Schienen, die mit der Stadt in Verbindung standen. Die Stadt kam den Kindern wie ein furchtbares Ungeheuer vor, das ihnen ihre liebe Gefährtin nehmen wollte. Ja, aber warum? Doch nur, weil der harte Gutsherr unbarmherzig die Pacht forderte und nicht warten wollte, bis der Vater wieder Geld verdienen konnte. Den Kindern fiel eine Geschichte ein, die sie in der Schule gehört hatten. Die erzählte von einem reichen Manne, der viele Schafe hatte und keines von ihnen zum Festmahl schlachten wollte, aber hinging und einem Armen sein einziges Schäflein nehmen und schlachten ließ. Ja ja, es war, wie es in der Bibel stand. Der Reiche nahm ihnen ihre einzige Kathie.

Aber alle Betrübnis half nichts. Ehe die Geschwister es gedacht hatten, kam der Käufer und brachte das ausgemachte Geld. Der Vater zählte ihm all die besonderen Tugenden seiner Kuh auf. Er hatte sich in die sonderbare Täuschung hineingedacht, daß seine Kathie zu einem Herrn komme, wo sie es gut haben werde; so rühmte er nun ihre trefflichen Eigenschaften. „Sie gibt Milch in Hülle und Fülle, und stark ist sie, das können Sie mir glauben! Eine ganze Wagenladung Gras oder Kartoffeln zieht sie wie im Spiel; beim Pflügen ist sie unermüdblich und geht vorsichtig und geradeaus, ohne daß man weiter auf sie zu achten braucht. Sie ist ein sehr gutes Tier, mein

Wort darauf!“ Der andere erwiderte nur: „Ja ja, ist schon recht!“ und grinste dabei listig vor sich hin.

Die beiden Kinder fürchteten sich vor dem dicken Mann mit dem roten Gesicht und betrachteten ihn von weitem wie einen Feind. Sie hängten sich ihrer Kathie noch einmal an den Hals und bedeckten ihn mit Küffen. Langsam nur ging das Tier aus dem Stalle und sah sich mehrere Male nach ihnen um. Der fremde Mann trieb es mit einigen Knüttelhieben vorwärts. Die Kinder folgten eine Weile, bis Mann und Kuh im Walde verschwanden.

„Kathie, liebe Kathie!“ rief Liesl, in Tränen ausbrechend. „Kathie, liebe Kathie!“ wiederholte der Knabe. Sie hörten noch ein paar-mal den leisen Klang der Glocke, dann war alles still. Zum zweitenmal hatten sie etwas verloren, an dem ihr Herz hing.

Am folgenden Tage gingen sie auf den Weideplatz. Er kam ihnen jetzt wie eine Einöde vor, und mehr als je fühlten sie ihre Verlassenheit.

„Sie werden sie nach der Stadt bringen und schlachten,“ sagte Franzl leise, und Liesl nickte traurig.

Laut und lauter vernahmen sie ein Rollen, Stampfen und Fischen, gleich darauf kam ein langer Güterzug aus dem Tunnel heraus. Sie sahen aufmerksam hin und gewahrten einen Wagen mit kleinen vergitterten Fenstern, hinter denen eng zusammengepfercht Vieh stand.

„Kathie, liebe Kathie!“ schrien die Kinder aus Leibeskräften.

Und plötzlich kam von dem Wagen her ein dumpfes, langgezogenes „Muh!“ Das war kein gewöhnliches Brüllen, das war ein aus der Tiefe kommender Schmerzenslaut, ein herzergreifender Wehruf, in dem der unendliche Jammer der hilflosen Kreatur seinen Ausdruck gefunden zu haben schien, klagend und anklagend zugleich.

Die Kinder laufchten angstvoll und mit Tränen in den Augen auf diesen schrecklichen Ton, der sich mit dem unaufhaltsam dahineilenden Zuge langsam in der Ferne verlor. Dann richteten sie ihre Augen voll Bohn und Haß nach der Gegend, wo der Zug verschwunden war, und von da wanderten sie zurück und blieben an dem großen Gutshof haften, dessen Fenster zu ihnen herüberglänzten. Die Kinder dachten an die Stadt und den Gutshof als an Ungeheuer, die ihnen das Liebste raubten. Leise schluchzten sie vor sich hin: „Kathie, liebe Kathie!“

Max Hoffmann.

## Verchenkrieg.

Von Ludwig Uhland.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,  
Wiegen uns im Sonnenschein,  
Steigen auf aus grünen Saaten,  
Tauchen in den Himmel ein.“

Tausend Lerchen schwebten singend  
Ob dem weiten, ebenen Ries,  
Daß ihr heller Ruf die Menschen  
Nicht im Hause bleiben ließ.

Aus der Burg vom Wallersteine  
Ritt der Graf mit seinem Sohn,  
Will für ihn die goldnen Sporen  
Holen an des Kaisers Thron,

Freut sich bei dem Lerchenwirbel  
Schon der reichen Vogelbrut;  
Doch dem Junker, ihm zur Seite,  
Hüpft das Herz von Rittermut.

Aus der Stadt mit grauen Thürmen,  
Aus der Reichsstadt finstrem Thor  
In dem goldnen Sonntagmorgen  
Wandelt alt und jung hervor.

Und der junge Rottenmeister  
Führt zum Garten seine Braut,  
Pflücket ihr das erste Veilchen  
Bei der Lerche Jubellaut.

Diese lieben Lenzestage,  
Ach, sie waren schnell verblüht.  
Und die schönen Sommermonde  
Waren auch so bald verglüht.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen.  
Nicht mehr lieblich ist es hier;  
Singen ist uns hier verleidet,  
Wandern, wandern wollen wir.“

Abendlich im Herbstesnebel  
Ziehn die Bürger aus dem Thor,  
Breiten, richten still die Garne,  
Lauschen mit gespanntem Ohr.

Horch! es rauscht, die Lerchen kommen,  
Horch! es rauscht, ein mächt'ger Flug;  
Waffenklirrend in die Garne  
Sprengt und stampft ein reiß'ger Zug.

Ruft der alte Graf vom Kofse:  
„Hilf, Maria, reine Magd!  
Hilf den Bürgerfrevler strafen,  
Der uns stört die Vogeljagd!“

Ruft der junge Rottenmeister:  
„Schwert vom Leder! Spieß herbei!  
Lerchen darf ein jeder fangen;  
Kleine Vögel, die sind frei.“

Als der graue Morgen dämmert,  
Liegt der Junker tot im Feld,  
Über ihm, auf's Schwert sich stehend,  
Orimmig, stumm, der greise Held.

Zum erschlagenen Rottenmeister  
Beugt sich dort sein junges Weib,  
Mit den aufgelösten Locken  
Deckt sie seinen blut'gen Leib.

Und noch einmal, eh' sie ziehen,  
Steigen tausend Lerchen an,  
Flattern in der Morgensonne,  
Schmetternd, wie sie nie getan!

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,  
Fliegen über Land und Flut;  
Die uns fangen, würgen wollten,  
Liegen hier in ihrem Blut.“

o o o

## Von den Barbaren.

I.

Gesteht es nur, daß euch bei dem Worte „Barbaren“ eine Gänsehaut überläuft. Ihr wißt, daß man rohe, grausame Handlungen barbarisch zu nennen pflegt; so meint ihr natürlich, Barbaren seien rohe Menschen, denen es eine Lust ist, blutige Kriege zu führen und die Mitmenschen entseßlich zu mißhandeln, zu unterdrücken und auszurauben. Ei, wie bitter unrecht tut ihr damit den armen Barbaren! Nicht Grausamkeit oder wilder Blutdurst hat ihnen diesen Namen eingetragen. Wir haben ihn von den alten Griechen übernommen. In ihrer Sprache bedeutet das Wort Barbar soviel wie Fremdling oder Ausländer. Damit wurden alle bezeichnet, die nicht zum Volke der Griechen gehörten. Der Ausdruck Barbar ist also von Hause aus nicht gleichbedeutend mit grausamer und roher Mensch. Später allerdings, als die Griechen eine hohe Bildung erlangt hatten, galt in ihren Augen jeder als ungebildet und roh, der nicht von griechischer Herkunft war. Erst im Laufe der Zeiten hat das Wort Barbar seine heutige Bedeutung bekommen. Die Gelehrten aber sehen von diesem Sinne ab, wenn sie als Barbarei eine gewisse niedrige Stufe der Entwicklung bezeichnen, welche die Menschheit durchgemacht hat, und auf welcher manche Völkerstämme noch jetzt stehen.

Wenn man das Wissen der Barbaren mit dem vergleicht, was heute schon bei uns ein Volksschüler weiß, so waren die Barbaren

sicherlich sehr unwissend. Dagegen wußten sie viel, wenn man ihre Art, sich Nahrung zu verschaffen, sich des wilden Thieres oder des Feindes zu erwehren, ihre Lebensweise mit dem Zustand der Völkerschaften vergleicht, die auf einer weit niedrigeren Stufe stehen, wenngleich sie sich schon weit über das Tier erhoben haben. Wenn ihr mit euren Eltern Altertums Museen besucht, dann seht euch recht aufmerksam die alten Waffen an, die anfangs fast nur aus Holz, Stein oder Knochen und erst viel später auch aus Bronze oder Eisen verfertigt worden sind. Schon die Form dieser Gegenstände zeigt, daß die Menschen gelernt hatten, sie immer zweckmäßiger zu gestalten. Wieviel mißglückte Versuche, wieviel erfolglose Anstrengungen mag es gekostet haben, ehe der Barbar imstande war, das ungesüßige Metall, zumal das harte Eisenerz zu bearbeiten! Von den Blätterschirmen und Höhlen niedrigstehender Felsen bis zu den hölzernen und steinernen Wohnungen der Barbaren, welch ein weiter, mühevoller Weg, welch ein Schatz an gesammelten Erfahrungen! Dasselbe sagt ihr euch, wenn ihr die aus Holz, Knochen oder Stein gefertigten, ganz einfachen Werkzeuge der Urzeit und rüchständiger Stämme mit denen aus Bronze oder Eisen vergleicht, die ihr bei den Barbaren schon vorfindet. Welch eine Kluft zwischen dem Grabstock und der Steinhacke, mit denen zuerst der Boden aufgelockert wurde, und dem glänzenden eisernen Pflug! Lange, lange aufmerksame und liebevolle Beobachtung der Natur hat den Menschen die hohe Kunst des Ackerbaus gelehrt. Die Barbaren brauchten nicht mehr sich mit Wurzeln, Früchten und Knollen zu begnügen, die der Zufall bot, mit Pflanzengaben der Natur, die roh verschlungen, an der Sonne gedörret, oder auf dem Feuer geröstet werden. Die Getreidelöhner zerreiben sie bereits zwischen zwei Steinen zu Mehl, aus dem sie dünnes Brot und allerlei Gerichte bereiten, und sie wissen auch schon auf einer frühen Stufe, daß es bessere Arten zur Aufbewahrung der Lebensmittel gibt, als die Eingrabung in Erdlöcher. Sie flechten Körbe aus Schilf, die sie lernen, der besseren Haltbarkeit wegen, mit Ton zu umgeben und im Feuer zu härten. Sie erfahren später, daß diese Gefäße ohne das Geflecht ebenso haltbar und zweckmäßig sind wie mit demselben. Mit einem Worte, die Kunst der Töpferei ist den Barbaren bekannt und manche benutzen dabei schon die Drehscheibe. Die Vervollkommnung der Töpferei,

die euch vielleicht unwichtig erscheint, war für die Entwicklung der Kunst von großer Bedeutung; sie trug auch dazu bei, die Fürsorge für den kommenden Tag zu fördern und zu stärken und dadurch allerhand Erfindungen anzuregen. Einen großen Fortschritt zeigt ebenfalls die Kleidung der Barbaren. Diese schützten und schmückten ihren Körper nicht bloß mit Tierfellen, sondern auch mit selbstgewebten Stoffen, und in ihren Wohnungen gab es bereits selbstgefertigte Matten usw.

Was hat die Menschen vorwärts getrieben von Kenntnis zu Kenntnis, von Erfindung zu Erfindung? Die harte Not! Sie zwang zum Nachdenken, sie machte erfinderisch. Der nagende Hunger spornte die Menschen an, die Art zu schärfen, den Hammer zu verbessern, Pfeil und Bogen zu erfinden, mit dem sie die Tiere besser erlegten, die Wohnungen so zu bauen, daß sie vor Wind und Wetter, vor dem Eindringen wilder Tiere schützten. Den Überschwemmungen, die die mühevollen Frucht der Arbeit, Aussaat und Ernte vernichteten und die Menschen selbst damit dem Hungertod nahe brachten, lernten sie mit Dämmen begegnen; gegen Dürre wehrten sie sich mit Bewässerungskanälen. Die Not lehrte die Menschen aus den Tieren, die sie anfangs wahrscheinlich bloß zu ihrem Vergnügen hielten, dauernden Nutzen zu ziehen, sie um ihres Fleisches oder ihrer Milch wegen zu züchten.

Was wir bei den Barbaren an Wissen und Fortschritten finden, hatten sie nicht im Handumdrehen erworben. Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende konnten vergehen, ehe an den Werkzeugen und Waffen, ehe in der Lebensweise der Menschen eine merklige Veränderung sich vollzog. Ihre Waffen und Geräte waren auch nicht etwa an allen Orten zur selben Zeit die gleichen. Zwar haben sich auch die sogenannten Jägervölker mit von Pflanzenkost ernährt, und die Ackerbauvölker beschäftigten sich auch mit Viehzucht, wie umgekehrt die Viehzüchter ihrerseits sich ebenfalls mit Pflanzenbau befaßten, gerade Ackerbau und Viehzucht hängen eng miteinander zusammen. Jedoch zwang die natürliche Beschaffenheit der verschiedenen Gegenden manche Völkerschaften, ihren Lebensunterhalt in der Hauptsache auf eine bestimmte Art zu gewinnen: durch Jagd, Fischfang, Viehzucht, Pflanzenbau. Das wurde natürlich von Wichtigkeit für die Verbesserung der Geräte, deren sie sich besonders bedienten, wie für ihre ganze Lebensweise. Barbaren, die an großen Strömen oder den Küsten des Meeres

wohnten, vervollkommneten die Geräte, die besonders dem Fischfang dienten, Barbaren in fruchtbaren Ebenen vervollkommneten die Werkzeuge des Ackerbaus usw.

Die Barbaren waren nicht die blutdürstigen Gesellen, die wahrscheinlich in eurer Phantasie herumspuken. Gewiß haben sie häufig Kriege geführt, aber meist trieb sie die Not dazu. Missernten, Überschwemmungen, das Aussterben jagdbarer Tiere und andere Gründe ähnlicher Art drängten sie zu großen Wanderungen, zur Suche nach neuen Wohnstätten. Dabei stießen sie mit anderen Völkern zusammen, und der Kampf entschied dann darüber, wem Jagdgründe, fruchtbare Weiden und Ackerland zufiel. Stürzte die Not die Menschen in Kriege, so lehrte sie ihnen aber auch eins: die Macht der vereinten Arbeit und der gegenseitigen Unterstützung. Nimmer hätten es die Menschen vermocht, sich gegen alle Anbill der Natur, gegen Sturm und Sonnenbrand zu schützen, nimmer wären sie imstande gewesen, ihr mehr und mehr Schätze zu entreißen, sich ihre Kräfte dienstbar zu machen, sie wären ewig Schwache, Hülflose geblieben, die vor jedem Donner Schlag zitternd in den Staub sanken: wenn sie nicht die Kraft vereinten Wirkens erkannt und zur Tat gemacht hätten! ed.

o o o

### Mein erster Streif.

Wenn der für die Kinder der Reichen so schöne Winter vorüber war, wenn die Frühlingssonne den Schnee weggeleckt und die harte Erde aufgetaut hatte: dann trat auch für mich, das Kind eines Armen im Orte, ein Wechsel ein. Nicht daß dann schönere Tage anbrachen, wo es bessere Mahlzeiten oder mehr freie Zeit gegeben hätte! Nein, aber ein Wechsel in der Beschäftigung fand statt. Eine Aenderung in der Arbeit, die ich verrichten mußte, um Vater und Mutter verdienen zu helfen. War im Winter die Schule nachmittags beendet, hatte ich meine Bücher an Ort und Stelle gelegt, so gab es schnell eine Tasse Zichorienkaffee und ein recht dickes Stück Brot mit Zuckerrübenjaft. Während sich andere Kinder mit Schlitten und Schlittschuhen fröhlich herumtummelten, mußte ich an die Arbeit gehen. Die Mutter hatte zwar meine zwei kleineren Geschwister und den Haushalt zu versorgen, daneben aber hieß es für sie verdienen. Wenn ich aus der Schule kam, saß sie schon lange

und suchte Erbsen aus. Die schlechten aus guten. Sechzig Pfennig gab es für den Zentner, und den wollten wir doch fertig verlesen. Jeden Tag. Keine Vögelin halfen uns dabei wie dem Aschenbrödel. So mußte ich tüchtig mitarbeiten, und der Vater auch noch, wenn er abends halb 8 Uhr heim kam. Ach, ich haßte diese Millionen und aber Millionen Erbsen, die ich mit gekrümmtem Rücken verlesen mußte!

Da war es doch besser im Freien zu arbeiten, sobald das Frühjahr kam. Ich hatte dann wenigstens Gesellschaft. Es wurde erzählt, und mancher lustige Bubenstreich konnte verübt werden, zumal wenn der Aufseher sich etwas entfernt hatte, um einen Schluck aus der Schnapsflasche zu tun. Ungelesen, wie er glaubte, aber von uns scharf beobachtet.

Meist waren es alte Brummbären, die uns beaufsichtigten, Leute, von denen wir wußten, daß sie ihre eigenen Kinder nicht liebevoll behandelten. Nicht mehr fähig — oft infolge von Trunksucht —, andere Arbeiten zu verrichten, hielt sie der Gutsherr gerade noch für gut genug zum Antreiben, Beaufsichtigen und Züchtigen der Kinder. Solch ein Brummbär und Trunkenbold war der Aufseher Brausewetter. Er verstand sich nur aufs Trinken und Prügeln. Mit dem Krüdstock, der oft so stark wie unsere schwachen Kinderärmmchen war, setzte es Hiebe ab. War beim Auflesen von Steinen einer übersehen worden, hatte ein Kind beim Verziehen von Rüben anstatt einer zwei Pflanzen stehen lassen, oder in der Hast den ganzen Busch ausgerissen: gab es in den seltensten Fällen Schelte, geschweige denn Ermahnungen, sondern einen Hieb. Oft aber, wenn Brausewetter zu tief in die Pulte geguckt hatte und der Schnaps zu zeitig zur Keige ging, blieb es nicht bei einem Schläge. Nicht selten kam es dann vor, daß ein Junge rebellisch wurde und unter Tränen drohte, es dem Vater oder der Mutter zu sagen. Daraus machte sich der Wüterich sehr wenig. Er prügelte die Kinder, damit sie angestrengt für die Gutsherrschaft schafften. Daher hielt er alles für erlaubt und wußte, daß er nichts zu fürchten hatte.

In den letzten Jahren der Schulzeit gehörte ich mit zu den kräftigsten Kindern, die auf dem Felde arbeiteten. Ich bekam darum auch Verrichtungen, die recht schwer waren, ja oft über meine Kraft gingen. Mehr Geld erhielt ich aber nicht dafür. Dreißig Pfennig für den halben, sechzig für den ganzen Tag, das war der Lohn.

Steine vom Acker auflesen war unsere erste Beschäftigung im Jahre. Dreißig bis vierzig Kinder arbeiteten dann in einer Kolonne. Wir „Großen“ bekamen einen Tragkorb, der oft nicht viel kleiner war wie wir selbst. Damit mußten wir auf den entfernt liegenden Häufen die Steine schaffen, die von den „Kleinen“ aufgesehen wurden. Der ganze Rücken war manchmal wund, so viel Steine hatte uns Brausewetter zu tragen gegeben. Ich wurde dabei immer besonders reichlich bedacht. Jedenfalls zur Strafe dafür, daß ich öfter aufmuckte, wenn wir gar zu sehr geplagt wurden. Gar mancher von uns brach unter der Last zusammen.

Eines Tags konnte der Aufseher uns gar nicht genug bepacken. Wir Kinder verabredeten deshalb, die Arbeit einzustellen. Und zwar gerade dann, wenn der Inspektor aufs Feld käme. Als wir uns eines Tags wieder zum Steinhäufen schleppten, schwere Last auf dem Rücken, kam uns der Inspektor entgegengeritten. Wir taten zunächst, als sähen wir ihn nicht. Als er ziemlich nahe an uns herangekommen war, warfen wir uns mit dem Korb auf die Erde, so daß die Steine nur so herauskollerten. In scheltendem Tone frag der Inspektor, was das bedeute. Ich antwortete ihm, der Aufseher packe uns so viel Steine ein, daß wir sie nicht tragen könnten. Überhaupt wollten wir die schwere Arbeit nicht mehr für dreißig Pfennig den halben Tag verrichten. Der Inspektor befahl uns barsch, die Steine einzulesen und auf den Häufen zu schaffen, den Aufseher aber wies er an, die Lasten kleiner zu bemessen.

Als wir wieder an die Front kamen, wollte Brausewetter mich prügeln. Ich hatte aber wenig Appetit, seinen Stock zu kosten, sondern verließ mich auf meine schnellen Beine und riß aus. Als ich zögernd wieder herkam, erhob Brausewetter drohend den Prügel und schrie: „Scher dich zu Hause. Für dich gib't hier nichts mehr zu tun. Du wirst noch ein richtiger Roter.“ Als ich zu Hause der Mutter alles erzählte, sagte sie, ich habe ganz recht gehabt.

Am folgenden Tage, als die Kinder vor dem Gutshofe zur Arbeit antraten, wurde ihnen gesagt, daß es von nächster Woche ab 35 Pfennig gebe. Ich fand bei einem größeren Bauern Beschäftigung. Brausewetter's Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Ich bin ein „Roter“ geworden, ein Sozialdemokrat, und die meisten meiner Freunde auch.

S. Rahmann.

o o o

## Arno.\*

Von E. Seton Thompson.

### I.

Wir traten durch die Seitentür eines großen Stallgebäudes, das in einem westlichen Stadtteil von New York lag. Der Geruch der gutgehaltenen Ställe verlor sich bald in dem süßen Heubduft, als wir eine Leiter emporstiegen und den ausgedehnten Bodenraum betraten. Hier war die nach Süden liegende Wand entfernt, und die vertrauten Töne „tu—uh, tuuh, ruckeluh“ zusammen mit dem „wirr—wirr—wirr“ des Flügelchlags sagten uns, daß wir uns im Taubenschlag befanden.

Der Eigentümer war ein bedeutender Taubenzüchter, der heute gerade ein Bettfliegen von fünfzig jungen Tieren im ersten Lebensjahr veranstalten wollte und mich als unparteiischen Beurteiler dazu eingeladen hatte.

Es handelte sich um einen Übungsflug der jungen Vögel, die erst ein paarmal mit den Alten auf kurze Entfernung hinausgenommen und dann für den Heimflug freigelassen worden waren. Jetzt sollten sie zum erstenmal ohne die Alten ihre Schwingen versuchen, und der Ausgangspunkt, die Stadt Elisabeth im Staate New Jersey, bedeutete einen langen Flug für den ersten selbständigen Versuch. „Aber sehen Sie,“ bemerkte der Züchter, „auf diese Weise merzen wir die Nichtsnutzigen aus; nur die besten Vögel bringen's fertig, und die allein wollen wir zurück haben.“

Aber das war nicht das einzige Interesse an dem Fluge; es sollte zugleich ein Bettflug unter denen stattfinden, die den Rückweg fanden. Die Leute des Eigentümers wie verschiedene in der Nähe lebende Züchter hatten je einen bestimmten Betrag eingezahlt und jeder auf eine bestimmte Taube gewettet. Wessen Tier zuerst nicht nur in die Gegend, sondern in den Schlag selbst zurückkehren würde, sollte den Gesamteinsatz gewinnen; denn nur die Vögel, die tatsächlich genau und unmittelbar zum Ausgangspunkt zurückkommen, sind als Brieftauben gut zu gebrauchen.

\* Aus „Tierhelden“. Von E. Seton Thompson. Mit vielen Illustrationen. Stuttgart, Kosmos. Dieses prächtige Buch des bekannten Verfassers sei dringend zur Anschaffung empfohlen, insbesondere auch für Jugend- und Arbeiterbibliotheken. Es bietet reiche Nahrung für Geist und Gemüt und belehrt und erzieht ohne trockene Ausdringlichkeit. Die trefflichen Illustrationen erhöhen den Wert des schön ausgestatteten Bandes.

Die besten Brieftauben haben keine besondere Färbung noch auch sonst besonders entwickelte schmückende Abzeichen, wie man sie sonst bei Ausstellungstieren bewundern kann. Nicht die äußere Erscheinung hat der Züchter im Auge, sondern die Entwicklung der Schnelligkeit und der Fähigkeiten. Sie müssen ihrem Schläger treu sein und ihn unfehlbar wieder auffinden können. Nach den neuesten wissenschaftlicher Forschung hastet der Richtungssinn an dem Labyrinthndübel des Ohres. Von allen Geschöpfen besitzt aber keines einen höher entwickelten Orts- und Richtungssinn, als eine gute Brieftaube, und ihre einzigen äußeren Kennzeichen sind denn auch der große Wulst, der sich auf jeder Seite des Kopfes über den Ohren befindet, und die prächtigen Schwingen, die sie in den Stand setzen, dem ihr innewohnenden Triebe der Heimatliebe zu folgen. Jetzt sollten also die geistigen und körperlichen Fähigkeiten der letzten Taubenbrut erprobt werden.

Obwohl es keineswegs an kontrollierenden Zeugen fehlte, so hielt ich es doch für das Beste, nur ein einziges Flugloch des Schlägers offen zu lassen, und machte mich bereit, dies hinter dem ersten Antschmümling sofort zu schließen.

Die Aufregung jenes Tages werde ich nicht so bald vergessen. Man hatte mir vorher warnend gesagt: „Am 12 Uhr werden sie in Elisabeth losgelassen, um 12 Uhr 30 sollten sie hier sein; aber passen Sie auf, sie kommen wie ein Wirbelwind. Sie sehen sie kaum, ehe sie drin sind.“

Wir standen auf dem Boden, ein Auge auf das teilweise geschlossene Flugloch richtend und mit dem anderen gespannt den südwestlichen Horizont absuchend, als auf einmal der Ruf erscholl: „Aufgepaßt — hier kommen sie!“ Wie eine weiße Wolke schweben sie heran und gleiten dicht über die hohen Dächer der Weltstadt dahin; jetzt geht es um einen Hausen riefiger Schornsteine herum, und zwei Sekunden, nachdem sie sichtbar geworden, sind sie schon da. Das blitzende Weiß, der Flügelschlag war so plötzlich und jäh, daß ich trotz allem doch wie unvorbereitet war. Ich stand an dem einzig offenen Loche. Pfeifend schoß ein blauer Pfeil herein, streifte mein Gesicht mit seinen Schwingen und war vorüber. Raum hatte ich Zeit, die Öffnung zu schließen, als alles in den Ruf ausbrach: „Arno, Arno! Hab' ich's nicht gesagt. 'S ist ein Juwel; erst drei Monate alt und Sieger — 'S ist ein kleines Juwel!“ und Arnos Eigentümer sprang vor

Vergnügen in die Höhe, mehr aus Freude über seinen Vogel als wegen des Geldes, das er durch den Sieg des kleinen Schnellfliegers gewonnen hatte. (Fortsetzung folgt.)

o o o

## Großvater.

Von Emma Döls.

Großvater hat einen krausen Bart,  
Den läßt er geduldig sich krauen,  
Doch packt man zuweilen zu fest und zu hart,  
Kann Großvater strenge wohl schauen.  
Doch gibt ihm das Jüngste ein Klüßchen  
geschwind,  
So setzt er's aufs Knie sich und nennt es  
lieb' Kind,  
Denn böse sein kann er nicht lange.

Großvater ist wie ein dickes Buch  
Voll allerhand bunten Geschichten,  
Und war man hübsch artig und bittet genug,  
Weiß Neues er stets zu berichten.  
Am schönsten ist's doch, wenn man tüchtig  
gequält,  
Und er von der eigenen Jugend erzählt:  
Da sprüht es von lustigem Leben.

Großvaters Hände sind weich und lind.  
Hat Vater mal heftig gesprochen,  
Muß Mutter strenge sein mit dem Kind,  
Weil es dies oder jenes verbrochen,  
Und fühlt es so tief die eigene Schuld:  
Wie weich ist die Hand dann, wie groß die  
Geduld,  
Wenn Großvater ihm streichelt die Haare.

Großvater hört sinnend den Eltern zu,  
Wenn ernsthafteste Reden sie tauschen.  
„Großvater, sag' an, was denkst denn du?  
Du scheinst in die Ferne zu lauschen.“  
„Ich höre das Nahen der Zukunft, mein  
Kind,  
Wo frei alle Menschen und glücklich sind,  
Du wirst darin leben und schaffen.“

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Jetkin (Bundel), Wiltbelmsböde,  
Post Degerloch bei Stuttgart.  
Druck und Verlag von Waul Singer in Stuttgart.